Umfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910 BERLIN/DONNERSTAG DEN 19. MAI 1910/WIEN NUMMER 12

Theddy Roosevelt

„Intense life"

Von René Schickele-Paris

Cincinnatus war ein Bauer des Altertums. Roosevelt ist ein moderner Mensch und, wenn man seinen Worten Glauben schenkt, der moderne Mensch, der Lebenstechniker, das menschliche Ebenbild einer perfektionierten Lokomotive. So empfindet sich Roosevelt. Aber er hat schreiben gelernt, er war Journalist. Er ist in seinen schlechteren Stunden Philosoph. Als solcher vertritt er die Ansicht, daß die beste Lokomotive noch immer besser werden kann. Wozu wir heute zwölf Stunden brauchen, das werden unsere Söhne in acht, die Enkel in sechs Stunden bewältigen. Wenn man bedenkt, was Roosevelt heute bereits leistet, kann man sich einen ungefähren Begriff machen, was die Präzisionsschönheit einer amerikanischen Lebensführung in fünfzig Jahren sein wird. Das Ideal, das er seit einigen Jahren durch sein eigenes Beispiel in wuchtigen, von sämtlichen Zeitungen reproduzierten Klischees andeutet, nennt er „Intense life".

Als er diesmal nach Europa kam, hatte er nicht nur, wie nun einmal der moderne Mensch seine Ferien verbringt, zweitausend Stück afrikanisches Wildvieh erlegt, sondern die ausführlichen Berichte darüber in allen Kultursprachen veröffentlicht, was ihm in der Hitze der Arbeit entfallen war, in zahllosen Interviews nachgeholt. Das Geheimnis seines Erfolges besteht zum größten Teil in einer natürlichen Veranlagung zum Zwillingshaften, oder, philosophisch gesprochen, in einem sehr amerikanischen Dualismus. Die konstante Größe, das ist die Publizität. Das andere, Wechselnde: das, was er tut. Er tut sehr viel, aber er sagt noch öfter, daß er ein Tatmensch ist. Während er einen Leoparden schießt, diktiert er es seinem Sekretär ins Stenogramm. Den zweiten, den er inzwischen aufgespürt hat, schreibt er der Kürze halber gleich in die Korrektur des ersten. Welche Bücher nahm er mit in die frikanische Wildnis? Das Rolandslied und den Tartarin de Tarascon. Allerdings mag er sich erinnert haben, daß die Könige vergangener Zeiten sich Hofnarren hielten, was zweifellos Stärke bedeutete. „Intense life."

Eine der ersten europäischen Städte, die Roosevelt besuchte, war Venedig. Die Stadt ist arm an modernen Verkehrsmitteln. Roosevelt brauchte vier Stunden, um Venedig zu „machen". Morgens besuchte er den Colleone, St. Giovanni e Paolo, St. Marco, den Dogenpalast, die Academia. Um halb zwölf empfing er im Hotel Britannia den Stadtältesten, um zwölf den Herzog der Abruzzen, mit dem er sich vierzig Minuten unterhielt. Beim Mittagessen äußerte er, daß Venedig wahrscheinlich die interessanteste Stadt der Welt sei. Um 2 Uhr 20 Minuten bestieg er den Zug, nicht ohne vorher einige bedeutsame Worte an die Behörden gerichtet zu haben. Er muß auch während des Hürdenrennens durch drei Jahrhunderte venetianischer Kunst nicht schweigsam gewesen sein; denn die Zeitungen füllten drei Spalten mit seinen Einfällen. "Intense life". Und er ist so bescheiden, sich für perfektionierbar zu halten . . . Allerdings tun Monarchen dasselbe, wie Roosevelt. Aber welcher Monarch hält sich für einen Normaltyp? Das ist das Erschreckende an diesem Republikaner, daß er aus der ganzen Menschheit einen kleinen Roosevelt machen möchte.

Zu Lincolns Zeiten sprachen die Amerikaner von Cincinnatus wie von einem kürzlich verstorbenen Landsmann. Heute nennen sie ihn beim Vornamen: Teddy.

Die Franzosen, die sich von den Amerikanerinnen sogar die Hüften ihrer Frauen ausreden ließen, haben in Teddy einen „Repräsentanten der Menschheit" gefeiert. Wahr ist nur, daß Roosevelt Emerson gelesen hat.

*

Teddy heißt auf deutsch: gesunder Menschenverstand. Es ist, als ob man sagte: Gabriel. Verkündigung einer neuen Botschaft liegt in diesem Namen, die Freude, das Gute zu erkennen, und der Taumel der Empfängnis durch den republikanischen Geist, die mystische Berührung eines „Gesandten" mit der Menge, wobei die Menge „Hip, hip, hurrah" ruft und Teddy mit breiten Kinnladen lächelnd den Zylinder schwingt.

Vor Jahren sah ich in der „Woche" eine Photographie, die den Präsidenten Roosevelt auf der Plattform eines Pullmannwagens darstellte, wie er über einer offenbar begeisterten Menge den Zylinder schwang. Am 23. April nachmittags gegen drei Uhr war ich auf dem Wege zur Sorbonne, wo Teddy sprechen sollte. Ein Auto kam den Boulevard St. Michel herauf. Ich erkannte den Zylinder! Ich erkannte Teddy, als der Wagen noch hundert Meter entfernt war an der Art, wie er den Zylinder schwang! Kein Mensch kann den Zylinder so schwingen wie Teddy! Gewiß ist Fallières ein leutseliger Herr. Ich habe die Menge den deutschen Kaiser mit Begeisterung begrüßen sehn, und auch der Kaiser war in seiner Art leutselig, soviel, wie es ein Kaiser eben sein darf. Aber Teddys Zylinder vereinigt die Suggestionskraft einer volkstümlichen Physiognomie mit dem Adlerblick des Machtgekrönten. Teddys Zylinder tanzt über der begeisterten Menge den Cakewalk einer imperialistischen Republik — nicht mehr und nicht weniger.

Der Wagen kam näher, und ich erkannte ein zweites, was mir an der Photographie der „Woche" aufgefallen war: einen ungeheuren Mund zwischen großen, wie Waffen blinkenden Zähnen. „Sprecht friedfertig", hat Teddy einmal geäußert, „und haltet dabei einen guten Knüppel in der Hand . . ." Da er der verkörperte gesunde Menschenverstand ist, will er die Vorschrift nur von Seinesgleichen befolgt sehn. Die Knüppelträger auf der andern Seite der Barrikade nennt er „verirrte Träumer, Wahnsinnige, Bösewichte, die ihr guter Glaube nie vor der Nation entschuldigen kann". Er ist von einer erschreckenden Unduldsamkeit gegen alle „Störenfriede". Sein gesunder Menschenverstand schreckt vor etwas, wie einer republikanischen Inquisition keineswegs zurück. Den Clou seiner Anschauungen nennt er die Forderung, daß bei einem Konflikt zwischen Eigentumsrecht und Menschenrecht das Menschenrecht vorangehe . . . Teddy, was ist Menschenrecht? Das Recht, das Menschen sich nehmen und behaupten. Woran erkennt man, daß der Sieg des Menschenrechts „geboten erscheint"? Und was ist ein „gerechter" Krieg, vor dem ein Volk nicht zurückschrecken darf, selbst auf die Gefahr hin unterzugehn? . . . Was nützt dem vernichteten Volk die „Gerechtigkeit" seiner Sache, was schadet es dem Sieger, daß sein Krieg angeblich ein Verbrechen an der Menschheit war? Der gesunde Menschenverstand sitzt im Magen. Den Magen regieren seine Bedürfnisse. Die Bedürfnisse richten sich nach keiner philosophischen Norm. . . Die Gründung Nordamerikas hat, in Blut und Kot, mit der Vertilgung von zehn Millionen Indianern und wahnwitzigen Orgien begonnen, worin Straßenräuber aller Arten sich von den Anstrengungen ihrer zivilisatorischen Beglückung ausruhten. Die Trusts haben trotz ihrer bewunderungswerten Perfektionierung die Tradition bewahrt. Kann Teddys gesunder Menschenverstand ihnen im Ernst etwas anhaben? Der gesunde Menschenverstand sagt im Gegenteil, daß jeder soviel Geld verdienen kann, wie er will. Er, Roosevelt, hat sich mit drei oder sechs Millionen begnügt, um sich dann, nach dem eignen, dem Wohl des Staats zu widmen. Er nennt diese Methode vorbildlich für den „guten Bürger einer Republik": erwirb dir zuerst ein großes Vermögen, dann wende dich den öffentlichen Angelegenheiten zu. Von dem Republikanismus haben die Trusts nichts zu befürchten. Ist es auszudenken, daß der Millionär dem Multimillionär von nebenan Gewalt antut? Sie gehören zur selben Familie. Dadurch, daß man die fünfzig oder hundert Millionen des einen unsicher machte, gerieten die fünf oder zehn des andern ebenso in Gefahr. Millionäre können sich schlimmstenfalls mit moralischen Aperçüs ärgern. Das Volk sieht zu und hört seinen Magen knurren. Wird es zum Sturm gerufen, so fallen alle Millionen, die sechsbeinigen wie die Tausendfüßer.

Wenn Roosevelt „gesunder Menschenverstand" sagt, meint er die Interessen einer gemäßigten Plutokratie. Bakunin versicherte dagegen: „Es gibt nichts Revolutionäreres, als den gesunden Menschenverstand." Dem saß der gesunde Menschenverstand, weil er ein Intellektueller war, im Gehirn. Er sah, was gerecht wäre: nämlich, daß die Millionen hungriger Mägen zu essen bekämen. Er war ein radikaler Denker, der dem von Roosevelt verkündeten Terror der ge-

mäßigten Plutokratie die Revolution der Mägen entgegensetzte. Bakunins Anschauungen haben System. Die moralistische Staatslehre Roosevelts ist nur ein Vorwand . . . Und der von einem wahrhaft großzügigen Reporter zusammegesuchte Ersatz für Kultur des Denkens, sinnliche Tradition, Geschichte . . . Ich sagte schon: Publizität.

Wir liefern schon lange jede Art Kunst nach Amerika: lebendige Meister und die Werke der Toten, Tenöre, Soprane, Kapellmeister. Die Amerikaner haben sich revanchieren wollen. Sie haben uns Roosevelt geschickt.

Nichts ungefährlicheres, als wenn die Franzosen wen feiern, der kein Franzose ist. Die Deutschen dagegen, diese Feuerfresser und Messerschlucker, sind berühmt ebenso für die Bereitwilligkeit, wie für die Gründlichkeit ihrer Verdauung. Wenn Roosevelt ihnen erst imponiert, so werden sie ihn mit Haut und Haaren hinunterschlucken. Er wird in unser geistiges Leben übergehn. Die kleinen Kinder im Tiergarten werden alle Teddy heißen. Wenn einer unsrer Prinzen eine Rede hält, wird er gescheit reden wie Teddy. Ein neues Stadtviertel von Berlin wird in numerierten Avenuen angelegt sein. Eines Tages wird unsre ganze Kultur sich drüben in Amerika häußlich eingerichtet haben, wogegen wir im Besitz originaler Sherlock Holmes, kleiner Trusts und echt deutscher Niggersongs schwelgen werden. Man spricht prophetisch von einer gelben Gefahr, und die amerikansiche brennt uns auf den Fingern. Sie ist die Gefahr des geschmacklosen Arrivismus, des Geldverdienens auf Kosten der Geistigkeit, der sinnlichen Verarmung und einer radikalen Mechanik, die zur Verwendung der „Eroika“ als Schneiderreklame führt. Ich habe nichts gegen das goldene Kalb, wenn es in einem stillen Haustempelchen steht. Aber die amerikanische Rasse dieses Tiers ist nachweisbar größenwahnsinnig. Zum Export versucht man es unserm Schöheitssinn ein wenig anzupassen. Man gibt ihm einige Philosophie, einige Literatur zu fressen, man zeigt ihm Gemälde, man macht ihm Musik. Es bleibt darum nicht weniger von der fixen Idee seiner bedeutenden Menschlichkeit besessen. Gute Menschen in Amerika hoffen es durch die rationelle Fütterung mit Kultur allmählich zu heilen. Warten wir, warten wir, bevor wir es bei uns anzüchten. Es läuft uns sicher nicht davon. Es frißt zuviel, so wie es heut veranlagt ist. Es frißt uns in hundert Jahre weg, was wir in einem Jahrtausend von Freuden und Schmerzen gesät haben. Wir haben Besitz. Die da drüben haben nur kommerzielle Fertigkeiten. Sobald sie kein Geld mehr verdienen, werden sie spleenig, fahren in Europa herum und langweilen sich. Wo sollen wir dann hinfahren, wenn wir einmal gerade so weit sind, wie sie?

Die da drüben haben staunenswerte Wolkenkratzer, die fast so hoch sind wie das Straßburger Münster. Lassen wir ihnen die Wolkenkratzer. Die Tatsache, daß die Cowboys nicht lasen und nicht schrieben, nicht Musik machten und keine Bilder malten, und daß sie tatsächlich sehr gesund waren (obwohl sie auch nicht länger lebten, wie unsereiner), beweist nicht, daß wir uns von ihnen in der Lebenskunst unterrichten lassen müssen. Wir hatten auch unsre Raubritter und Lanzknechte, nur liegen sie schon länger hinter uns. Wir haben sogar Amerika entdeckt. Auch das ist schon eine Weile her, und wir haben in der Zwischenzeit mehr getan, als Geld verdient.

*

Ich bin Teddy Roosevelt während seines ungewohnten Triumphes als Philosoph und Kulturträger begegnet, als er sich in Paris unter den Mitgliedern der Akademie niederließ, um gleich darnach in der urehrwürdigen Sorbonne vor den Leuchten der Wissenschaft und dem vom letzten Frieden verklärten Fresco des Puvis de Chavannes über den „Bürger einer Republik“ zu sprechen. Zwei Stunden lang war ich bemüht, mir seine Gesichtszüge und den Ton seiner Stimme einzuprägen. Ich habe, zehn Schritte von ihm entfernt, jede seiner Bewegungen verfolgt, den Fall seiner Sätze notiert, ich glaube, ich habe mir nichts entgehen lassen, was charakteristisch für ihn sein konnte. Und wenn ich nicht täglich auf Photographien von ihm stieße, erinnerte ich mich seiner nicht! Alles an ihm ist gemeinplätzig, die kleine, untersetzte Gestalt, die sich steif und massig bewegt, die laute, klanglose Stimme, die Allerweltsgebärden. Er hält die Gemeinplätzigkeit für seinen Beruf, sie ist seine Philosophie — nicht etwa nur eine natürliche Eigenschaft, sondern sein moralischer, intellektueller und staatsmännischer Wille. Und ich muß sage: sie ist überzeugend. Nur finde ich die Lehre von der kategorischen Gemeinplätzigkeit weniger überzeugend, wenn ich auch zugebe, daß sie zur Erscheinung des zeitgenössischen Amerikaners paßt, wie ein falscher Rembrandt in den Salon seiner Gemahlin. Ein amerikanisches Reklameinstitut empfiehlt sich mit der Versicherung: „Der Publizität widersteht nichts!“ Nicht einmal der Gedanke? Nein, nicht einmal der Gedanke, sowie nur ein Kerl das Geschäft in die Hand nimmt. Ein Cowboy, den die Vorsehung mit gesundem Menschenverstand und einem Sprechorgan begabt hat, ist allen Versuchungen des Geistes gewachsen.

Dem über den „Bürger einer Republik“ redenden Roosevelt gegenüber saß, in einer Mauernische, die Beine übereinander geschlagen, den provozierend vorgestreckten Kopf auf die Hand gestützt: Pascal. Der Mann, dessen Schicksal der Gedanke war, störte den andern nicht, der da den Gedanken ein Privileg der Verdauung und sich selbst ein lebendiges, um eine gute Verdauung kreisendes Beispiel der „Intense life“ nannte. Die Nacht darauf erschien Pascal dem neuen Mitglied der Akademie im Traum. Er stand anscheinend tiefbekümmert an der Ecke der 7. und 8 Avenue von Newyork. Roosevelt erkannte ihn. Obwohl er es sehr eilig hatte, trat er auf den Denker zu, rüttelte ihn mit einem Shakehand auf, der trotz anstrengender Weltreisen seine ursprüngliche Kraft bewahrt hatte, und bot ihm schnell die Lösung einiger Probleme an, die den andern vielleicht noch immer beschäftigen . . .

Karl Kraus

Von Else Lasker-Schüler

Im Zimmer meiner Mutter hängt an der Wand ein Brief unter Glas im goldenen Rahmen. Oft stand ich als Kind vor den feinen pietätvollen Buchstaben wie vor Hieroglyphen und dachte mir ein Gesicht dazu, eine Hand, die diesen wertvollen Brief wohl geschrieben haben könnte. Darum auch war ich Karl Kraus schon wo begegnet — — in meinen Heimatjahren, beim Betrachten der kostbaren Zeilen unter Glas im goldenen Rahmen. Den Brief hatte ein Bischof geschrieben an meiner Mutter, ein Dichter. Blau und mild waren seine Augen, und sanftbewegt seine schmalen Lippen und sein Stirnschatz wohlbewahrt, wie bei Karl Kraus; der trägt frauenhaft das Haar über die Stirn gekämmt. Und immer empfangen seine Augen wie des Priesterdichters Augen gastlich den Träumenden. Immer schenken Karl Kraus' Augen Audienz. Ich sitze so gerne neben ihm, ich denke dann an die Zeit, da ich den Schreiber des Briefes hinter Glas aus seinem goldenen Rahmen beschwor. Heute spricht er mit mir. Ich bewundere die goldgelbe Blume über seinem Herzen, die er mir mit feierlicher Höflichkeit überreicht. Ich glaube, sie war bestimmt für eine blonde Lady; als sie an unseren Tisch trat, begannen seine Lippen zu spielen. Karl Kraus kennt die Frauen, er beschaut durch sie zum Denkvertreib die Welt. Bunte Gläser, ob sie fein getönt oder vom einfachsten Farbenblut sind, behutsam behütend, feiert er die Frau. Verkündet er auch ihre Schäden dem Leser seiner Aphorismen — wie der wahre Don Juan, der nicht ohne die Frauen leben kann, sie darum haßt — im Grunde aber nur die Eine sucht. Ich begegne Karl Kraus am liebsten unter „kriegsberatenen Männern“. Seine dichterische Strategie sind Strophen feinster Abschätzung. Ein gütiger Pater mit Pranken, ein großer Kater, gestiefelte Papstfüße, die den Kuß erwarten. Manchmal nimmt sein Gesicht die Katzenform eines Dalai-Lama an, dann weht plötzlich eine Kühle über den Raum — Allerleifurcht. Die große chinesische Mauer trennt ihn von den Anwesenden. Seine chinesische Mauer, ein historisches Wortgemälde, o plastischer noch, denn alle seine Werke treten hervor, Reliefs in der Haut des Vorgangs. Er bohrt Höhlen in den Samt des Vorhangs, der die Schäden verschleiert schwer. Es ist geschmacklos, einen Papst zu hassen, weil sein Raunen Flüsternde stört, weil sein Wetterleuchten Kerzenflackernden heimleuchtet. Karl Kraus ist ein Papst. Von seiner Gerechtigkeit bekommt der Salon Frost, die Gesellschaft Unlustseuche.

Ich liebe Karl Kraus, ich liebe diese Päpste, die aus dem Zusammenhang getreten sind, auf ihrem Stuhl sitzen, ihre abgestreifte Schaar, flucht und sucht sie. — Männer und Jünglinge schleichen um seinen Beichtstuhl, und beraten heimlich, wie sie den grandiosen Cynismusschädel zu Zucker reiben können. O, diese Not, heute rot — — morgen tot! Unentwendbar inmitten seiner Werkestadt ragt Karl Kraus ein lebendiges, überschauendes Denkmal. Er bläst die Lufttürme um und hemmt die Schnellläufer, den Königinnen mit gewinnendem Lächeln den Vortritt lassend. Er kennt die schwarzen und weißen Figuren von früher her von Neuem hin. Mit ruhiger Papsthand klappt er das Schachbrett zusammen, mit dem die Welt zugenagelt ist.

Daniel Jesus

Roman

Von Paul Leppin

Fortsetzung

Durch die schweren, seidnen Portieren waren die Stimmen des unruhigen und ahnungsvollen Märztages in den Salon der Gräfin Regina gekommen und machten sie nachdenklich und unsicher. Diese Stimmen blieben in ihrer Seele wie ein langer und gefährlicher Verrat, und es war ihr zuweilen, als ob sie von ihr sprächen, und das wollte sie nicht. Sie wollte alt sein und ihr Leben ohne Kampf zu Ende bringen, und in der Liebe zu Marta Bianka.

Es war heute sehr still, und keiner sprach ein Wort. Alle fünf sahn einander in die Augen und warteten auf etwas. Regina saß in einem tiefen ungeheuer weichen Schaukelfauteuil und warf von Zeit zu Zeit einen kleinen, lächelnden Seitenblick in einen Spiegel, der verdeckt von Dunkel und Vorhangfalten in einer Ecke schlief. Sie sah nach den weißen Strähnen an ihren Schläfen und lachte leise. Marta Bianka saß blaß und gehorsam zu ihren Füßen, und ihr bernsteingelbes Haar wuchs wie ein Licht zu der Mutter empor. Baron Sterben sah darauf hin und wunderte sich, daß der Salon beinahe hell wurde in der Nähe Marta Biankas. Und wenn sie ihre großen, kindischen Sammtaugen zu ihm aufschlug, ~~da mußte~~ er immer an eine Ampel denken, die schön und träumend irgendwo entbrannte und sanft und leise, aber doch voll süßer und verhängter Glut war.

Sie muß einen silberweißen Leib haben, träumte er und erschrak, denn Marta Bianka stand langsam auf und verließ den Salon.

Da sagte die Gräfin Regina plötzlich — und als ob sie sich auf etwas besonnen hätte — und sah dabei den jungen Schauspieler Valentin so starr ins Gesicht, daß er erblaßte:

Erzählen Sie mir doch die Geschichte von der kleinen Valeska, lieber Daniel Jesus, die Sie einmal erwürgen wollte, während Sie schliefen.

Daniel Jesus fuhr auf. Er hatte die ganze Zeit auf dem hohen schimmernden Teppich gesessen, der den Fußboden zudeckte und mit phantastischen und bunten Linien um die breiten Füße des Tisches herum nach den Wänden griff. Daniel Jesus tat das stets, und Regina duldete es mit einem mitleidigen und seltsamen Lächeln, wenn kein Fremder dabei war, der mit den Blicken fragte. Er fühlte sich unwohl auf den hohen Stühlen und Dingen, auf denen die andern Menschen saßen und auf denen er mit den dünnen Beinen schlenkern mußte wie ein Kind. Dann glaubte er, daß alle Leute nach seinem Rücken hinsähen und konnte ihnen doch nicht die neugierigen Augen zerkratzen und mußte es dulden. Darum kauerte er sich am liebsten irgendwo auf der Erde zusammen, wo alles über ihn hinwegschaute, wo er wie ein atmender Schatten im Dunkeln blieb und nur sein gigantischer Schädel zuweilen vor den andern auftauchte, wenn er sprach.

Er hatte wohl eine Viertelstunde schweigend so gesessen und mit einem spöttischen und verkniffnen Munde dem Spiel des Barons mit der zwölfjährigen Marta Bianka zugeschaut und der feindseligen nutzlosen Abwehr zwischen Regina und Valentin. Der junge Schauspieler hatte einen Kopf wie ein Hunne, breit und knochig und verfallen im Gesicht mit beinahe lächerlich tiefen, sengenden Augen. Die große, schlanke Gräfin mit den sichern und mühelosen Gebärden und den weißen, strengen Händen, in denen es noch heute wie eine ungeheure, verhaltne Sinnlichkeit flackerte, war ein Rätsel für ihn, nach dessen Lösung ihn hungerte. Regina fürchtete sich ein wenig vor ihm, und dieses Grauen



Karl Kraus / Zeichnung von Oskar Kokoschka

wieder zu ihm hinzog. Und heute waren von draußen, von der Gasse, die halben Worte und war ein kleiner, wollüstiger Reiz, der sie immer Stimmen des Märztages in ihren Salon gekommen, geheimnisvoll und wie ein ferner, im Winde zerflatterter Schrei. Sie war unruhig und trotzig, und dann hob sie langsam ihre müden Pupillen von seinen nervösen Füßen zu seinem Gesicht und starrte ihn an wie eine Lampe.

Erzählen Sie mir doch von Valeska, Daniel, sagte die Gräfin — bitte, bitte, nicht wahr, Baron, er soll erzählen.

Sterben hatte soeben von einem jungen, blonden Walde geträumt.

Drin standen die Bäume hoch und schlank, und ein weißer, toll gewordner Schimmel lief durch den Wald, ohne Sattel und Bänder mit schäumenden Nüstern, der Frühling. Und droben hing der Himmel auf die jungen Bäume herab, gelb und voll Sonne wie bernsteingoldnes Mädchenhaar. Er ging weiter. Da kam er zu einer Birke, von der die Rinde in Stücken herabhing, und rotes, schauerndes Blut rann aus dem Stamme, und daran war mit Riemen und Ketten ein Kind gebunden, ein silberweißer, gequälter, nackter Leib. Und er erschrak und lief weiter, aus dem Walde hinaus, dort wo die Lichtung war und das Feld, und da sah er der Gräfin Regina ins Gesicht und sagte:

Ja, Gräfin, ja.

Daniel Jesus schlug seine langen Arme um die Knie und begann:

Valeska war noch sehr jung, als ich sie verführte — ich glaube, kaum ein Jahr älter als Marta Bianka. Sie war die Tochter eines Beamten aus meiner Fabrik. Zuerst kam sie heimlich, und als der Vater es erfuhr, schlug er sie eine Stunde lang so mit einem schweren Stock, daß er ihr dabei den linken Arm zerbrach. Seit dieser Zeit blieb sie ganz bei mir. Die Leute wollten mich damals dem Gericht anzeigen, weil ich ein unerwachsnes Kind verführt hätte. Aber sie haben es später doch nicht gewagt und Valeska blieb in meinem Hause. Ich kann nicht sagen, daß sie mich liebte, aber sie fürchtete mich, und ihre Angst war die Sklavin, die mir die Liebe gab statt ihrer. Sie fürchtete in mir den Menschen, der in ihre Seele und in ihr Blut als erster die Flamme gebracht hatte, die sie mit ihren dreizehn Jahren noch kaum verstand und die ihr schon das Glück und ein großes, weites Stück ihres Lebens und das schöne Lächeln des Schlafes und den lauschenden Frieden des Herzens vernichtet hatte. Sie liebte mich nicht, aber sie gab sich mir hin mit einem Taumel und einem Weinen, in dem nichts von Reue lag, aber auch nicht das kleinste Stückchen von Kraft für Zukünftiges, Fernes. Sie hatte vergessen, daß sie in einer Welt war, in der vielleicht noch tausend Tage und tausend Wochen vor ihr standen und ihre Worte erwarteten. Sie wußte dem Leben nichts zu sagen, und in der Einsamkeit und hilflosen Not ihres Herzens wurde sie krank. Ihre Seele verdarb in der Dunkelheit, und vergebens suchte sie nach der Liebe. Was sollte sie an mir auch lieben? Ich war bucklig und roh. Und einen andern kannte sie nicht. So ging ihre Seele zugrunde, und ihr Herz erfror. Zuerst fing sie an, Silberzeug und Geld in meinem Hause zu stehlen, obschon ich ihr alles gab, was sie mochte. Als ich das erfuhr, schlug ich sie unbarmherzig, wie es einmal ihr Vater getan hatte. Ich war roh und ließ sie ohnmächtig liegen. Seit dieser Zeit ward sie noch störrischer und schlimmer und sprach ganze Tage lang zu mir kein Wort.

Einmal erwachte ich in einer hellen singenden Nacht. Der Mond war durch das offne Sommerfenster in mein Zimmer gefallen, als hätte ich ihn ganz allein neben mir und draußen wäre er ganz verschwunden. So blendend licht und deutlich sah ich alles um mich her. Auf dem Fußboden lag die Schublade meines Schreibtisches aus dem Nebenzimmer, ganz ausgeleert und neben meinem Bette — gerade daß ichs noch sehn konnte, wenn ich hinüberschielte — ein großes Paket Banknoten, daß ich darin verborgen hatte. Vor mir stand Valeska im Hemde, es war ihr an der Achsel herabgeglitten, so daß ich die Brustwarzen sehn konnte, die blutig rot schienen in dem weißen Licht wie zwei Wunden. Mit der linken Hand hatte sie meinen Hals umkrallt, und über meine Haut lief schon das warme Blut, das ihre Nägel aus meinen Adern gruben. In der rechten Hand hielt sie meinen Dolch, haarscharf und wunderschön, mit einem großen, dunkeln Rubin am Griffe, der daran klebte wie eine blutige Träne. Sie wollte mich töten, und wäre ich eine Sekunde später erwacht, sie hätte mein Herz zerschnitten. Ich schrie auf und trat sie mit dem Fuße in den Leib, daß sie zu Boden taumelte.

Dann stand ich auf und kleidete mich an. Sie lag noch immer vor meinem Bett, und der Schweiß trat auf ihre Haut.

Warum wolltest du das tun? fragte ich endlich.

Sie hob den Kopf und sah mich aus Nachtaugen glanzlos an:

Ich haßte dich und wollte dich töten. Ich stahl dir dein Geld und wollte fliehn — tu, was du willst.

Daniel Jesus schwieg. Er sah in die seltsamen langen Linien des Teppichs wie in einen Traum, und seine Finger schlossen sich wie über verlorne Stunden, die man mit einer Gebärde in den Tod begleitet.

Und was taten Sie? fragte die Gräfin.

Es war die kostbarste Nacht meines Lebens. In den Augen Valeskas hab ich damals alles gesehn, was jemals ein Mensch mir sagte und sagen wird in allen Jahren. Ich habe mich selber erkannt in diesen Augen und das Weib und das Schicksal und die Liebe. Und den Weg zum Glück und zum Frieden hab ich zwischen Dornen und Trauer in diesen Augen gefunden. Ich nahm sie in die Arme und küßte sie. Ich küßte ihre Stirn und ihre Hände und ihren Mund.

Da war es, als ob ein Wunder mit Valeska geschähe. Alles Spröde und Grobe und Stumpfe ging von ihr weg wie ein Nebel und wurde Glanz und Güte und schmerzliche Andacht in dieser Sommernacht. Ich nahm das Geld von der Erde auf und gab es ihr.

Ich will dir ein Haus baun mit hohen Fenstern und köstlichen Stuben, und es soll dein sein, und du sollst darin wohnen, Valeska.

Langsam und mühsam kam ihr das Weinen. Es kam wie ein Frühling in ihre verdorrte Seele, und ihr Herz wurde rot und blühend in dieser Stunde wie eine Rose.

Nein, nein, sagte sie und ging hinaus. In dieser Stunde hat sie mich geliebt, und es hat uns doch nicht geholfen.

Ich habe sie nicht mehr gesehn. An der Tür ihres Vaters hat sie sich den Kopf zerschmettert.

Eine lange halbe Stunde ging die Uhr durch den Salon wie ein Träumer durch eine schlafende Gasse. Keiner sprach ein Wort. Und Daniel Jesus sah zum Fenster hinaus, hinter dem der März mit halber Stimme sehnsüchtige Dirnenlieder sang. Marta Bianka war leise wieder hereingekommen und setzte sich lautlos zum Klavier. Dann spielte sie irgend etwas, eine lange und gefahrvolle Melodie, zwischen der ihr bernsteingelbes Haar wie eine Flamme flog.

Keiner von den Männern in dem Zimmer hatte ein Herz für Musik. Aber sie alle packte der große Zauber dieser Stunde, in der die Bangnis der Gräfin und die Sehnsucht Valentins, die Träume des Barons und die Geschichte der toten Valeska mit dem wilden, drohenden Takte dieses Liedes zusammentrafen wie in einem dunkeln, vieldeutigen Bilde.

Drei Reiher

Von Albert Dreyfus

Drei Reiher fliegen
wohl über den Wald,
so weiß wie mein Leib,
so rot wie mein Blut.

Drei Reiher fliegen
wohin, wohin?
so weiß wie mein Leib,
so rot wie mein Blut.

O flögen sie hin
zu Einem, der fragt:
drei Reiher, o sagt,
wo flieget ihr her?

O schösse ein Jäger
drei Reiher zur Ruh,
so weiß wie mein Leib,
so rot wie mein Blut.

Drei Reiher fliegen
wohl über den Wald,
so weiß wie mein Leib,
so rot wie mein Blut.

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Sechstes Gespräch: Hohn und Schwermut der Verliebten / Von der Rhythmik Schluss

Kalypso:
Suchst Du nicht heimlich doch die — Formel? Genug von ihr und Deiner Welt, mein Freund. Ein Apfel wächst auf diesem Baume — er fällt und fiel auch Dir in den Schoß: die Zeit. Sie preist Du mit jedem Worte und jedem Liede. Die Welt ist unvollendet, erweist sich erst im Ablauf. Und Deine Kunst ist die Kunst der Zeit. Ja höre mich an. Wahrer ist sie noch als die Wirklichkeit, die Musik, da sie an einem Stoffe, der wie ein Nichts ist, sich ergeht, ganz sich auswirkt im Gleichmaß, in der Wiederkehr, der Grundform des Zusammenhanges; sie gibt das Schema unseres Lebens. — Sonderbar wie dies geschieht, wie die Zeitkunst sich erfüllen muß an solchem Stoff, der rund und glatt und fertig ist, jeder Entwicklung noch Ablaufs spottet; an den Tönen, die weder Wurzeln noch Blüten haben. Eine widersinnige, sehr künstliche Kunst scheint sie. Aber ins Fratzenhafte verzerrt spiegelt sie da die menschliche Fehlauffassung von der Welt, von den fertigen runden Dingen, die zu der Zeitlichkeit kommen, sie wissen selbst nicht wie. Kunst, Satzung freilich wird die Musik mehr sein, als eine andre Kunst, sofern sie die Tonhöhen meistert; mit der Länge und Kürze der Töne aber, wälzt sich die ganze unwidersprüchliche Wirklichkeit in der Musik; hier tritt die Form des Geschehens, die Zeit selbst, als ureigene Bestimmung einer Kunst auf, als ihre eigentümliche Betätigungsweise, den Weisen, die das Werden lieben, ein Ergötzen und fruchtbares Gleichnis.

Musiker:
Eine Baukunst kennen wir; sie fühlte die Wand als tote Last, fügte Strebebauten, die alles nicht Tragende, Untätige, Flächenhafte mieden, und in einem einzigen Schlupfen, Kriechen, Klettern sich fast in die Luft verflüchtigen. Die Lust am Zeitlichen kämpft noch mit dem Stein, wenngleich solche Kirchen schon ein Gelächter und Hohn über Stein und Sein und alles Ewige sind, — da schwebt die Musik hervor mit der Krone der Gottlosigkeit, preisend das Irdische, Zeitliche, und daß die Welt unvollendet ist. So ist sie nicht eigenherrlich, die Musik als Zeitkunst; nicht prunkt sie mit einem Besitz, der nur ihr gehört; aber keine mißt sich mit ihr und ist ihr überlegen darin.

Kalypso:
Eine seltsame tiefe Kunst. Nun bist Du schon getröstet, mein Lehrer, und so bin ich froh. Lock ich Dich ganz auf leichte, tragende Wellen; belehre mich auch Du, wie das Gleichmaß der Zeit sich der Töne bedient, wie die Zeitkunst sich verschwistert der Kunst des Tönens.

Musiker:
Wo find ich Trost? Was wäre ich ohne die Kunst?! Ich antworte Dir, o Kalypso; mag die Kunst leichte lockende Wellen schlagen, oder mich verschlingen, gebe ich mich ihr hin, sie, die mir Mutter sein muß und Schwester und Geliebte und Kind. — Es ist das Gleichmaß ein Einheitsmaß, ein Vergleichsmaß, an dem sich alle Längen der Töne messen. Nicht bestimmt das Gleichmaß die Länge der einzelnen abfolgenden Töne. Von dem einzelnen zeitlichen Zusammenhang der Töne gilt, was von ihrem Tonlichen; folgen dort unter der Herrschaft der Tonleiter Töne in einer Reihe aufeinander, so heißt musikalisch an ihr die Möglichkeit zur Aufstellung eines Tonmittelpunktes und einer Wertformel; und so wird hier ein Zeitmittelpunkt gegeben. Und damit beginnt und erschöpft sich die Aufgabe der allgemeinen Gesetzgebung.

Kalypso:
Eine sanfte Herrscherin mit gütigen Augen scheint mir deine Kunst; dem Freundwilligen gibt sie ein freies Feld; milde ist sie, und locker läßt sie die Zügel.

Musiker:
Wohl. Alle andere zeitliche Bestimmtheit der Töne, die Rythmik heißt, ist eigenwertig, wenngleich sie ihre üppige Laune eben unter die Herrschaft des Vergleichsmaßes beugt. An dieser Rhythmik und in ihr allein erweist sich dieses eben; dies ist der König, jenes sein Volk. Besser noch: dies ist das Gesetz. Das Gleichenmaß ist ja nur wirklich und wirksam als Vergleichsmaß; es gewährt die

zeitliche Meßmöglichkeit; so wie die Tonleiter die Meßmöglichkeit der Tonbeziehungen gewährt. Was auf diesem Boden sich erhebt, was Rhythmik heißt, erhält seine eigentlichen Werte eben so wenig aus der Musik, wie die Tonbeziehungen sie daraus gewannen. Der gegliederte Wechsel der Längen wird gewertet durch den Menschen nach der Lebenswirklichkeit, die ihm zuteil wurde; solche Werte der Rhythmik sind die Abwechslung, das Langweilige, das Bekannte, das Befremdende, das Sonderbare, das Lockende, auch das Unheimliche, das Gewaltige, Schauerliche, das Großartige. Die Wertfähigkeit der Rhythmik allein ist schwer zu umgrenzen, doch dürfte sie um vieles in unserer Musik geringer sein als die Wertfähigkeit der Tonbeziehungen, mit welcher gemeinsam sie die wirkliche bestimmte Musik macht. —

Da drängt sich wertend noch Neues in den zeitlich geordneten Ablauf; will Nebenkönig sein. Die Zeit verläuft immer gleichmäßig als eine und dieselbe, nur ihr Inhalt wechselt. Aber Punkte brechen hervor, Zeitpunkte, beladen ihren Inhalt mit Wucht. Es ist der Anfang, das Ende, auch manche Zwischengliederungspunkte, von denen ich rede.
Während Gleichmaß und Rhythmik den Binnenraum des Tönens ordnet, formen sich hier die Grenzen. Nachdem sich das Tier in Knochen, Muskeln und Adern zusammengefunden hat, glättet sich sein Fell. Die Musik hebt an und steigt aus dem Stillen und Lärmvollen auf, dazwischen das Wachsein irrt und seufzt nach dem Wohlbekannten, nun fliegt sie in der süßen Himmelsluft und atmet, nun stürzt sie trunken und glücklich, klippentief in die tonlose Welt ab. Das Ende ist das Wichtigste von allen; es entläßt in die Unwelt, es grenzt das Leben der Musik ab, deren Beginn noch kalte Herzen fand, deren Umlauf sie immer inniger fesselte; Du begreifst, der Tod fordert sein Recht. Ich rede von einer Wertung, deren Bedeutung nicht übermäßig groß, nicht heranreicht an die jener früheren; äußerlicher Art, wenn auch nicht übersehbar. Und doch so bedeutend, daß die wichtigste Zeit die wichtigste Tonhöhe verlangt zu ihrem Inhalt, den Grundton; der Königsmantel verlangt nach einem königlichen Träger. — Hier also durchbricht etwas das Gleichmäßige des Gleichmaßes; hier bleibt das Gleichmaß nicht alleiniges Maß der Zeit; sogar in die Tonhöhe hinein erstreckt sich die Gewalt dieser Grenzmacht. —

Manche meinen, das Zeitliche wirke noch tiefer, wirke tief in die Tiefe des Tönens hinunter. Die Dinge lärmen, sagen sie; es sei die gleichmäßige Bewegung, die den Ton der Musik schafft, bewegter den höheren, unbewegter den tieferen, so daß in das zeitliche Gleichmaß das gesamte Wesen der Musik gesetzt wäre. Du weißt es besser, Kalypso. Du mühst Dich um diese Lehre nicht, weil Du das Rätsel des Tönens einfach siehst und noch einfacher das der Musik. Ein Ton ist etwas Unerklärliches, Unableitbares, das ganz auch ohne jedes Gleichnis ist; Gleichmaß und Tonhöhe mißt sich leicht von außen, sind sich innerlich fremd; der Ton ist zum Hören, nicht zum Sehen oder Fühlen und Zählen. Naturwerk scheint dann unsere Musik völlig, Rechenkunst. — Uns kümmert aber die Bindung der Töne an Anderes, ihre Entstehung nicht. Zwar ist alles in der Musik gebunden an Werkzeuge, aber die Musik zunächst nicht Kunst der Werkzeuge. Es mag wohl locken nachzugehen, wie eng sich Töne und Dinge binden, — aber erst die Anerkennung und Wertung durch den Menschen verleiht den Tönen Musikwert. Satzung und Bestimmung herrschen; wenn Du willst: Menschenlaune. Sie sind die Baumeister der Musik. So hat die Tonhöhe ihre eigene Herrin, und so die Tonlänge, und beiden hat der Mensch die Herrschaft verliehen, der Tonleiter und dem Gleichmaß.

Kalypso:
Wohl. Die Tonhöhe, diese bestimmte einzelne Tonhöhe, welche jene Naturfreunde meinen, bedeutet schließlich auch sehr wenig in der Musik. Wesentlich herrscht ja nicht die Tonhöhe in der Musik, die Höhe des einzelnen Tones; die Musik müht sich, gerade den fertigen Ton zu überwinden. Die Töne folgen aufeinander; sie reihen sich in zeitlichem Gleichmaß, ein Ton macht keine Musik. Haltlos wie erschossen stürzt er zu Boden. Musik tritt hervor in der Beziehung der Nachbartöne, in der Beziehung von Nachbarton zu Nachbarton, von Nachbartongruppe zu Nachbartongruppe; Wert haben da die Tonbeziehungen. Was Musik an den Tönen ist, ist stumm; die Zwischenräume der Töne sind die Räume der Musik. So wird nur die Bewegungsgröße, das Zueinander der Töne zum Wert; Musik heißt das Spannungsverhältnis der abfolgenden Töne; die Tonleiter gibt den Maßstab.

Musiker:
So eng also bindet sich Zeit und Ton, und ist doch zweierlei. Fast möchte der Ton zu Zeit verdunsten. Aber der Widerspruch von Ton und Zeitlichkeit bleibt in der Musik unüberwindlich. Wir können den Namen unserer Herrin, der Welt, nicht aussprechen, nicht nachsprechen.

Fortschritt!

Aus modernen Zeitschriften

Im „B l a u b u c h" spricht Hermann Kinzl, der Recensent der Sumurun-Pantomime (Deutsches Theater) von „Viktor H o l l ä n d e r, dessen narkotische Musik nicht minder den Motiven des Orients nachging, als Frecksas Schattenriß des Schauspiels; eine Musik, über deren erfinderische und technische Werte der Fachmann zu urteilen hat, die aber uns Laien zweifellos aus der primitiven Melodramatik des Bauchtanzes hinauf führte bis zur hellen Schwelgerei verzückter Liebesgeigen."

Aus dem Zusammenhang wird auch der Skeptiker überzeugt, daß der Verfasser nicht etwa mit einer teuflischen Ironie buhlt, sondern alles ganz ernst meint. Vielleicht nimmt eine moderne Redaktion diesen schönen Passus als Stereotypie für eilige Nachtkritiker auf, wobei nur das Wort „Bauchtanz" auszutauschen wäre. Zum Beispiel: T a n n h ä u s e r „eine Musik, über deren erfinderische etc. Werte usw. die aus der primitiven Melodramatik des Pilgerchores hinauf führte bis zur hellen Schwelgerei verzückter Liebesgeigen."

T r i s t a n „eine Musik . . . . die aus der primitiven Melodramatik des Schifferchores hinauf . . . . . . helle Schwelgerei verzückter Liebesgeigen"

P a r s i f a l . . . prim . . . Melodr . . . der Blumenmädchen hinauf . . . , verzückter Liebesg. . . . ."

Es stimmt großartig. Es stimmt bei Mascagni, Leoncavallo, Verdi, Gounod, Thomas, Meyerbeer, selbst bei Mozarts „Figaro". Nur beim „Evangelimann" stimmt es nur bis zur primitiven Melodramatik. Dieselbe Zeitschrift empfiehlt einen Dichter (dessen jahrelange „ehrliche" Bemühungen zu verspotten uns übrigens durchaus fern liegt) mit den Bemerkungen:

„N. N. gehört zu denjenigen Dichtern, welche auch von erwachsenen Männern gelesen werden können." Die Redaktion veröffentlicht ein Gedicht „Die Anschlagsäule, das mit den Worten beginnt:

„Eine Anschlagsäule im Sonnenglühn
Mit Zetteln, rot und gelb und grün,
Die Augenwimpern werden betaut,
Wenn man nach der bunten Säule schaut."

In diesem Gedicht und zwei anderen macht Redaktion die Bemerkung: „er . . . dichtet, weil ihm ein Gott gab, zu sagen, was er leidet."

*

Die „S ü d d e u t s c h e n M o n a t s h e f t e" sind eine Zeitschrift, deren große Unbefangenheit in allen Fragen des künstlerischen Urteils (Josef Hofmüller) höchsten Lobes wert ist.

Diese Zeitschrift veröffentlicht nun schon seit längerer Zeit ganz unbegreiflicher Weise unter dem Titel „Lebenslauf eines Optimisten" die schleimige Autobiographie des bekannten lebfrischen Dichtersmannes Ludwig Ganghofer, dessen Werke uns bis in sein hohes Altre hinein mit der tiefsinnigen Erkenntnis überraschen werden, daß es auf der Alm koa Sünd' gibt, manchmal aber doch. — Schön, die Veröffentlichung ist eine interne Angelegenheit der Redaktion.

Nun erzählt Herr Ganghofer im Maiheft der „Süddeutschen Monatshefte" von einem Epos, das er als junger Mensch schreiben wollte, und darin geht es ganz erschrecklich zu. Alle sieben Todsünden inklusive Sodomiterei und Vergewaltigung sollten dran kommen. (Es wird schon gar nicht so schlimm gewesen sein. Sollte Herr Ganghofer übrigens mal von einem gewissen Hamerling gehört haben?) Da heißt es aber: „Diese Orgie, die ich zwischen den Tänzerinnen und den betrunkenen Schwelgern hatte spielen sehen, war so toll und wirr und gräßlich, daß ich sie b e i d e m G e d a n k e n , m e i n e M u t t e r s o l l t e d a s e i n s t l e s e n , n i c h t m e h r n i e d e r z u s c h r e i b e n v e r m o c h t e."

Bei diesem Satze hätte die Redaktion die Veröffentlichung endgültig inhibieren müssen! Ist es noch nötig, zu erklären, warum? Herrn Ganghofers Mutter war, und das ist in vollem Ernst gemeint, sicher eine recht feingestimmte und innerlich gebildete Frau, denn sie hat doch wenigstens noch einen deutschen Schriftsteller geboren.

Aber Herr Ganghofer schreibt nur für Mütter, und nicht nur für Mütter, sondern auch für deren Kinder, bis herab zum Säugling. Unterscheidet sich das Niveau der Juhr-Weis Ganghofers auch nur in irgend etwas von dem der Romane Hermann Sudermanns? (den Hofmüller noch ebenso höhnisch den „Sardon aus Matzicken" genannt hat.)

Vielleicht haben einige aber immer noch nicht verstanden, um was es sich handelt. Ich werde also noch deutlicher werden.

Für den Dichter bedeutet jede Rücksichtnahme auf das Publikum, zu dem auch die eigene Familie zu zählen ist, unweigerlich Kitsch. Für den Dichter gibt es auch nur eine Mutter, auf die er Rücksicht nehmen darf, und das ist seine Idee.

Die dürfte allerdings Herrn Ganghofer nur eine Stiefmutter sein.

P r o g r e ß

Das Temperament in der Isolierzelle

Frau Amtsgerichtsrat Burchardt hat vergeblich gegen den Entmündigungsbeschluß des Suhler Gerichtshofes angekämpft. Man kann des Beileides einer ganzen Gesellschaft, des entrüsteten Mitgefühls der gebildeten und emanzipierten Frauenschaft sicher sein und doch eines Vormundes bedürfen. Der Fall ist typisch. Man lasse sich nicht durch die literarischen Bilder der verkannten Frau irreführen; Frau Burchardt ist keine Madame Bovary. Wie es scheint eine glänzende Begabung, mit einer Masse von Halbtalenten, gänzlich ohne Gleichgewicht, gänzlich auf Außenwirkungen gestellt, mit dem Hang zu starken Emotionen, empfindlich und doch angriffslustig, Opfer jeder Erregung: auf diesem Boden entwickeln sich dann abgegrenzte anhaltende Verstimmungen, melancholischer und manischer Natur, die all jenes bewirken, was der Ehemann erzählt: D e p r e s s i o n e n mit Selbstmordideen, s p ä t e r U m s c h w u n g. Die Frau markiert die Theaterprinzessin, legt Puder auf, nimmt starkes Parfüm, macht Liebhaber-Aufführungen mit. — zu Haues geht alles drunter und drüber. Die Kinder müssen Gebetübungen machen, turnen: unmotivierte Festlichkeiten finden statt. Schließlich die Erschöpfung. In der Klinik ereignete sich das Gewöhnliche: man wird als Gesunder unter total Verrückte gesteckt — kein Kranker, der dies nicht behauptete —, man findet die „furchtbarsten Zustände", beginnt zu toben und mit dem Arzt aus der Zelle zu poussieren, schreibt ihm nach wenigen Wochen: „Du grenzenloses Ungeheuer, du liebst mich doch, ich weiß es gewiß." Und: „Wann kommt der Prinz, der den Bann löst, und sei es auch mit einem Kuß, ich will ausnahmsweise stillhalten. Ich habe heute Nacht kein Auge zugetan. Ihre Annemarie." Gebessert entlassen läßt sie sich von einem Kurpfuscher zu Vorträgen kapern, will dem Mann für 3000 Mark sein „System" abkaufen, wird in Berlin die „mütterliche Freundin" eines Schauspielers, der sie kräftig anpumpt, queruliert inzwischen unentwegt weiter. In einem kleinen Zimmer einer Berliner Mietskaserne „trauert sie nach dem schönen ruhigen Heim, aus dem man sie gerissen hat".

Der Psychiater kennt die Bedeutung erblicher Belastung bei dem Krankheitsbild, sieht auf die charakteristischen Stimmungszustände, das romanhaft exzentrische Temperament, die Impulsivität, den unangetasteten Intellekt, und weiß, daß es sich um ein Bild aus der vielgestaltigen Gruppe der Entartungspsychopathieen handelt. Die Frau ist zeitweise sozial unzulänglich und bedarf dann den Schutz des Vormundes.

Man lasse die beliebten Wendungen bei Seite, daß man rein psychologisch dies und jenes völlig bei ihr verstehen könne. Man kann ohne Erfahrung hier überhaupt nichts verstehen. Husten kann zu einer banalen Erkältung gehören, aber auch Zeichen der Schwindsucht sein. Und ferner weiß jeder Psychiater, wo der eigenartige und individuelle Charakter endet, und wo das sehr typische

Krankheitsbild anfängt. Immer werden solche labilen Kranken Gläubige finden, die sie für gesund halten, wie ja auch schwere Paranoiker und Querulanten ihre Gläubigen finden; und die Psychiatrie muß sich gerade von denjenigen Patienten die schwersten öffentlichen Vorwürfe gefallen lassen, die sie am meisten schützt, indem sie die Hand auf sie legt. A. D.

Der Nachrichtenvogel

oder fröhlicher Abschied von Björnson

An der Stelle eines Wochenblattes, an welcher sich sonst die wehmütige Monotonie eines Froschkonzertes breit macht, hat kürzlich Erich Schlaikjer versucht, der demokratischen Leserwelt den Abschied von Björnson leicht zu gestalten. Geglückt ist es ihm, daß man Mark Twain darüber vergessen könnte. Der Nekrolog beginnt also:

„In Paris hat sich ein schwarzer Riesenvogel erhoben und fliegt mit lautlosen Schwingen nach dem kalten Norden hinauf. Er überfliegt den Rhein, er fliegt über Deutschland dahin, er überfliegt das fruchtbare Dänemark. Die Bucht von Christiania wird sichtbar. Aus ihren stolzen Wellen steigen die alten, grauen Felsen empor. Ihre Fluten sind kalt. Die klare Winterluft aber läßt ihre ganze Größe durchsichtig werden.

Und nun ist es, als wachse dort oben der Vogel ins Ungeheure hinaus. Er reckt seine Schwingen, daß sie von dem einen Horizont zum andern reichen. Er fliegt noch immer in lautlosem Flug, aber während er still wie das Unheil dahinsaust, läßt er wilde, heisere Schreie über die Berge gellen. Und wo er vorüber kommt, geht unten ein Ruck durch die Menschen. Seine Schwingen überdunkeln das Land. Man hört den Schrei des Todes und hält in jähem Schrecken inne.

Und immer weiter fliegt er, als solle auch die ewige Einsamkeit der Polarregionen durch seine gellen Schreie unterbrochen werden. Sein Schatten fliegt über das ganze Land und seine Schreie erfüllen die ganze Luft. Sie erklangen zum ersten Male, als er weit draußen die Bucht von Christiania unter sich spürte; sie erklangen über dem Dächermeer der Hauptstadt; sie erklangen über den einsamen Hütten in verlassenen Tälern; sie flogen ruhelos über die Riesenfelder der Gletscher. Sie klangen immer weiter und weiter; sie verloren sich erst, als sie ganz oben im Norden in Eis und Einsamkeit und starrer Oede verschwanden. Als sie aber verschwunden waren, wußte das ganze Land, daß Björnstjerne Björnson in irgend einem Haus des unendlichen Paris gestorben war."

Der unheimliche Vogel verwandelt sich schließlich in fliegende Schreie.

Wie viel Aufwand und Verzweiflung, um ein klaffendes Manko an Geist so schlecht und kläglich wie möglich mit Phantasie zu übertünchen.

Sie trifft den Leser wie der Tod Björnsons Norwegens Volk, vom König bis zum Arbeiter herab.

Wir dachten, naiv genug, dieses habe die Nachricht von dem Tode seines großen Sohnes aus den Tageszeitungen erfahren. Schlaikjer weiß das besser.

Er hätte nur nicht seinen lustigen Nachschrei überwitzeln sollen mit den Schlußworten: „Laßt uns fröhlich von ihm scheiden." J. A.

Die Wiener Vorlesung Karl Kraus

Am 3. Mai hielt Karl Kraus zum ersten Mal in Wien eine Vorlesung aus eigenen Schriften.

Die ganz exzeptionelle Bedeutung des Herausgebers der „Fackel" an dieser Stelle darzulegen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wer den „Sturm" liest, kennt auch Karl Kraus, kennt seine unübertreffliche Sprachkunst, sein unheimliches Temperament und seine noch unheimlichere Treffsicherheit; weiß, daß Kraus der erste Satiriker Oesterreichs ist, umjubelt von fanatischen Anhängern und gefürchtet von seinen Gegnern, denen keine andere Waffe gegen seine wuchtige Angriffe, seinen schneidenden Hohn, seine zermalmende Verachtung zu Gebote steht, als ein starres, ununterbrochenes, impotentes Schweigen . . .

Daß dieses Schweigen nutzlos ist, bewies die Vorlesung. Der Saal war überfüllt, als Karl Kraus mit einigen raschen Schritten das Podium betrat und nach einr knappen Verbeugung zu lesen begann.

Der Ausdruck der scharfen Züge ist kühl, spöttisch, überlegen. Und bevor Kraus zu sprechen beginnt, weiß man schon, daß seine Stimme klar und scharf ist.

Kraus las zuerst ein bisher unveröffentlichtes Essay „Heine und die Folgen", in dem er den verderblichen Einfluß Heines auf Lyrik und Journalistik nachwies. Heine habe es seinen Nachfolgern allzu leicht gemacht, den Esprit in ihren Feuilletons leuchten zu lassen — auf Kosten des Geistes.

Dann las Kraus „Die chinesische Mauer", seine schnell berühmt gewordene Arbeit, in der er das Problem der beiden Rassen von allen Seiten beleuchtet. Man kennt den wuchtigen Anfang, der dröhnend und unvermittelt niederfährt, wie ein einschlagender Blitz: „Ein Mord ist geschehen, und die Menschheit möchte um Hilfe rufen. Sie kann es nicht." Kraus arbeitet hier mit den einfachsten Mitteln und beweist dadurch seine große Künstlerschaft. Außerordentlich fesselnd war es, den Vorlesenden zu beobachten. Wie sein Gesicht starr und drohend wurde; wie seine Schultern sich raubtierartig hoben; wie seine Rechte in kurzen Rucken über den Tisch zuckte, sich ballte, sich um eine unsichtbare Gurgel zu krallen schien, den Niagara von Worten gestaltete, der auf die atemlos horchenden Menschen niederbrauste, bis zu jenem titanenhaften Schluß, in dem die angestaute Hochflut sich befreit und majestätisch ausbreitet: „Die Knie mit Stricken unter das Kinn geschnürt, das Gesicht mit ungelöschtem Kalk beworfen, so verschwand die Leiche im Koffer des Chinesen." —

Da der Beifall nicht enden wollte, entschloß sich Kraus zu einer Zugabe: Er las „Die Welt der Plakate", diese witzige Betrachtung voll souveränen Humors.

Alles in allem: ein außerordentlicher Abend, getrübt nur durch den beschämenden Gedanken, daß man es so lange versäumte, die Schönheit Krausscher Sprachkunst verbunden mit der Schönheit Krausscher Sprechkunst auf sich wirken zu lassen. Denn nicht Kraus ist schuld, daß dies seine erste Vorlesung in Wien war, sondern Wien.

Mirko Jelusic

Der Verzweifelte und sein Ende

Von Mynona

Isomar, einer der erhabensten alten Leute, zog seine Kuckucksuhr auf, und eine große Gleichgültigkeit rann durch sein Herz, während über seine Stirn langsam ein Rätsel lief. „Dachte eben," murmelte er, „wir sind die für uns selbst Verhüllten. In meiner Jugend war mein Appetit frischer. Das Leben macht schläfrig." Er setzte sich in seinen Lehnstuhl. Kuckuck, lachte die Uhr. Dem Greis war es wirklich nicht zum kuckucken ums Herz. „Ach," seufzte er, „über die Medisance sogar des Leblosen! Sie ticktackt auch nicht gerade wohlwollend." Eine Fliege flog auf und summte: Da verzweifelte Isomar wie nur Uralte verzweifeln: ohne Wort, ohne Jammer — mechanisch, phlegmatisch, mürrisch, unsichtbar. Da nahm er ein Scherchen und trennte mit zärtlichem Eigensinn die Lederpolster seines Sessels auf. In die Kuckucksuhr goß er in dünnem Strahl Wasser, fürte sie an den Mund und zernagte sie mit den Zähnen. Das dauerte sehr lange. Dann versuchte der Greis knurrig, sich auf den Kopf zu stellen, aber seine Kraft langte nicht hin. Der Greis holte einen Tuschkasten und färbte sein Antlitz mit allen Farben; zugleich sank die Dunkelheit hernieder. Der Greis warf alle Decken aus der Bettstelle an die Erde und goß Tinte darauf. Der Greis nahm auch seine Bettstelle auseinander. Jetzt zog er seine Kleider aus und warf sie aus dem Fenster, durch das ein feiner Regen sprühte. Der nackte Greis begann mit gleichmütiger Miene langsam eine Art Menuett zu tanzen, bis er hinfiel. Der eine Flügel des Fensters schlug im Winde zurück. Der Greis betrachtete aufmerksam seinen in Dämmerung eingetauchten Körper. Er schlug sich mit seiner Rechten etwa wie ein Vater sein Kind: mit Schonung, aber gehörig. Nicht lange saß er, da begann er sich zu wälzen, hin und her, her und hin, bis seine Sinne sich verwirrten. Schließlich hustete er, nicht weil er mußte, sondern mit Willen, immer hartnäckiger, bis sein Husten von selbst in ein Krächzen und Röcheln überging. Dazwischen stieß er Worte hervor wie: „Du Duckmäuser, heh? Ich hab' dich lange weg. Na! Wird's bald? Immer tust du, als ob du nicht da wärst, Heuchler, Schleicher, ich will dich schon kitzeln. Tod, ein netter Name, viel zu pathetisch, feige Bestie, alte Fratze, Meuchler! Ich will dich schon reizen." Und in der Tat, Isomar'n gelang es sehr leicht, zu sterben, weil der Tod nicht so sehr vermeidet als die Lächerlichkeit. Aber die Kuckucksuhr schlug doch noch einmal.

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

HEINRICH MANN: Im Schlaraffenland / Roman / Verlag Albert Langen, München

ALFRED MOMBERT: Der Sonne-Geist / Verlag Schuster und Loeffler, Berlin

RAINER MARIA RILKE: Das Stundenbuch / Inselverlag Leipzig

ARNO HOLZ: Dafnislieder / Verlag R. Piper & Co.

GUSTAV MAHLER: Kindertotenlieder / Für Gesang und Klavier
Verlag Schott Söhne, Mainz

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

MALSCHULEN

Studien-Atelier
Berlin W. 30, Habsburgerstr. 11
Akt-Kopf-Kostüm :: Zeichnen :: Malen :: Modellieren :: Stilleben :: Komposition :: Abendakt :: Ab Juli Akt, Landschaft an der See
Prospekt durch Moritz Melzer

Malschule
Müller-Schoenefeld
Atelier **Charlottenburg III**
Schillerstr. 3
Vormittag: Porträt u. Kostümmodell
Abend: Dauerakt
Atelier **Berlin W** / Lützowstr. 82
Vormittag: Akt
Nachmittag: Porträt
Abend: Skizzierübungen nach dem Akt
(2 Stunden 50 Pfg.)
Anfragen nach Schillerstr. 3

Berlin W. 35 / Potsdamerstr. 121a
Atelier
Clara Elisabeth Fischer
:: MALEN :: ZEICHNEN ::
Neu seit 1. November
Plakatkunst :: Graphik :: Eintritt jederzeit :: Näheres Prospekte

HANS BALUSCHEK
Maler
:: Schulatelier für Damen ::
BERLIN W., Lützow-Strasse 82
Atelierhaus, linker Aufgang
Prospekte Brief-Adresse:
Schöneberg-Berlin, Vorberg-Strasse 15

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

„Spielend" lernt man Sprachen durch
Dr. Rebajoli's Autodidakt



A. Italienisch, elegant gebunden Mk. 10
B. Französisch, elegant gebunden Mk. 10

„**Ein monumentales Werk**, das jedem, der es ernst nimmt mit dem Lernen einer Sprache, den Stoff zu intensiver Durchdringung und zur völligen Beherrschung des Sprachschatzes in ansprechender Form und in methodischem Fortschritt bietet."

Selbstunterrichts-Methode mit Hülfe des Grammophons.
Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Die darin enthaltenen 33 fremdsprachlichen Gespräche sind auf **33 doppelseitige „Odeon"-Schallplatten** von unübertroffener Fülle und Klarheit der Stimme durch den Autor übertragen worden.

Wiedergabe der Aussprache in höchster Vollendung. Vorführung auf Wunsch beim Autor oder im Verlag. Einzelne Unterrichtsbriefe 50 Pf., Platte dazu M 3. Preis der 33 Platten mit Lehrbuch ‚Autodidakt' nur M 100

Zur Wiedergabe der Gespräche eignet sich jedes, auch das kleinste Grammophon; jedoch hat der Verlag hierzu eine trichterlose „Autodidakt"-Sprechmaschine konstruierenlassen, die sich durch besonders deutliche Wiedergabe auszeichnet. **Preis derselben nur 50 Mark**



Potsdamer-Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
Grosses Künstler-Konzert
Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

EDMUND MEYER
Buchhändler und Antiquar
BERLIN W 35

Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken

Soeben erschien: Katalog XVIII: Literatur Geschichte, Kunstgeschichte, illustrierte Werke in deutscher, englischer, französ. Sprache zu besonders billigen Preisen

Demnächst erscheint: Katalog XXI / Kunstblätter: Porträts, Städteansichten, Berliner Blätter, Karrikaturen, Flugblätter, neuere und ältere Genrebilder, Blätter von Menzel, Beardsley, Rops, Stammbücher Silhouetten, Japanblätter etc. etc.

Kataloge / gratis und franko / bitte direkt zu verlangen
Angabe von Desideraten erbeten

MALUTENSILIEN

Mal- und Zeichenbedarf
W. & J. AMLER
Charlottenburg
STEINPLATZ 2
Telephon 1839 Telephon 1839

LEOPOLD HESS
SPEZIALGESCHÄFT
für Kunstmaterialien
BERLIN W 35 Genthiner Strasse 29

DER DEMOKRAT
Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1
Probenummern frei d. G. Zepler
Charlottenburg Bismarckstr. 103

DARLEHEN
reellen Leuten jeden Standes. Auch gegen Möbelbeleihung, Kunst-Gegenständen, ohne abzuholen. — Offizieren, Kavalieren, Beamten Geld in jeder Höhe. — Beschaffung von Hypotheken auf berliner und auswärtige Grundstücke. — Kauf und Beleihung von Hypotheken, Erbschaften, Sparkassenbüchern, Lombardscheinen, Mietzessionen. — Schnelle, grundreelle, diskrete Erledigung. :—: :—: :—: :—: :—:
WILHELM MEYER :: Bank-Kommission
BERLIN S 14 Stallschreiberstrasse 56 II
Sprechzeit 10—12 und 4—7 :-: Fernsprecher: Amt IV 6785

Finkenmühle **Sanatorium und Erholungsheim** . . . .
Post Mellenbach bei Schwarzburg im Thüringer Wald
Besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen, **Zentralheizung und elektrisches Licht**, komfortable Gesellschaftsräume. **Individuelle ärztliche Behandlung** Die Küche steht unter Aufsicht des Arztes. Bei **Nervenschwäche, Magen-** und Darmleiden, Gicht und Rheumatismus, Frauenleiden u. a. m. best- . . . . geeigneter Aufenthalt . . . .
Besitzer und Leiter: **Dr of. med. W. Hotz**

Allseit. Reformbestrebungen, insbes. der Pflege persönlicher Kultur und gesunder Lebensanschauungen, dient unsere Monatsschrift **„Gesundes Leben"**, von der wir Probenummern auf Wunsch gratis versend. Abonn. M. 3,60 p. Jahr

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester** Leipzig
unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonomen, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5

Julius Rosenthal Filiale

Geschäftsbücher und Kontorbedarf G. m. b. H.
BERLIN W BEHRENSTRASSE 30 ECKE CHARLOTTENSTR.

GESCHÄFTSBÜCHER-FABRIK
Buchdruckerei Papier- u. Schreibwaren

:: :: :: :: SPEZIALITÄT: :: :: :: ::

Schreib- und Manuskriptpapiere

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Nummer 301/2
soeben erschienen
Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Werbeband der Fackel
50 Pfg. 210 Seiten stark



Wer den Inhalt dieses Blattes „goutiert",

der

weiss auch, welch hohen Wert die Mitarbeit des Reklame-Fachmannes für Industrielle und Kaufleute hat! Einer der bekanntesten Reklame-Anwälte ist Oms, Berlin-Steglitz. Verlangen Sie — unter gleichzeitiger Einsendung von Unterlagen — Flugblatt „209"

 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: H. Günther / Verlag Der Sturm Berlin-Halensee / Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W 35 / Druck v. Siegfried S Berlin S 42